

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Veröffentlichung: Überstraße 1.  
Verlagsort: Dresden, den 24. März 1891.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Veröffentlichung: Überstraße 1.  
Verlagsort: Dresden, den 24. März 1891.

Die Sächsische Arbeiter-Zeitung erscheint wöchentlich (Sonntags ausgenommen) mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Pf., halbjährlich 3.40 Pf., jährlich 6.40 Pf. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.00 Pf.

Nr. 63.

Verlagsort: Dresden, den 24. März 1891.

Dresden, Dienstag den 24. März

Verlagsort: Dresden, den 24. März 1891.

1891.

## Arbeiter! Arbeiterinnen! Genossen! Werbet für Eure Zeitung!

### Master Lynch.

Die Blutigen von New Orleans haben einen wunder Punkt am Körper der großen nordamerikanischen Union bloßgelegt; sie zeigen der Welt, wie faul das Justizwesen dort bräutet ist. Wer wie wir schon die gesetzliche Todesstrafe vernimmt, muß die ungeheure Umso schärfer verdammen. Die Lynchjustiz erscheint bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Brutalität, da auch Unschuldige den erregten Massen zum Opfer gefallen sind. Die eigentlichen Ursachen des wilden Hasses zwischen Amerikanern und Italienern sind ohne Zweifel in den Erwerbs-Verhältnissen und in der auf höchster getriggerten geschäftlichen Konkurrenz zu suchen. Der wilde Wetlauf zwischen Fremden und Einheimischen hatte das höchste Tempo erreicht und die vier nach Gewinn ließ die Konkurrenz endlich zu Wut und Todschlag ausarten. Man sieht, wohin es kommt, wenn sich die Zerore unserer Menschheit verwerflichen. Während sie in ihren theoretischen Märchen die Welt glauben machen wollen, die Konkurrenz werde die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse „von selbst“ regeln, führt dieselbe in ihren letzten Konsequenzen zu einem unheimlichen Wirrwarr und gerichtet alle Verhältnisse. Der Kapitalismus ist sonach fähig, die Erwerbshüter im Menschen bereit zu steigern, daß dieselbe alle Dämme durchbricht und die Erde in ein Meer von Blut und Schrecken verwandelt. Staatliche und gesellschaftliche Ordnung — Alles wird in bestialischem Tumult über den Haufen geworfen und schließlich hängen die Säcker ihre Konkurrenten an die Laternenstäbe und brennen ihre Leichen als Scheiterhaufen für die Meeresvögel. So weit geht man es die Bourgeoisie treiben, die nicht genug um militärische und politische Hilfe gegen die Sozialdemokratie schreien kann.

Wir haben keinen Grund, für die eine oder die andere der sich bekämpfenden Gruppen Partei zu ergreifen. Man sieht an diesem Fall aber so recht, wie die Bourgeoisie auch das beste und feinste Staatswesen korrumpiert. Von den Italienern hat Westphalen verübt worden; statt sie zu bestrafen, sprach die Bourgeoisie die angeklagten Arbeiter frei, und man nahm nicht ohne Grund an, daß die Verletzung im Spiele gewesen sei. Dieser Umstand reizte die Amerikaner zu solcher unbeschreiblicher Wut, daß sie die Gefangenen erschossen und an den Wänden hängend ließen, wobei der blinde aufschlagende Wut es passierte, daß sie einige Gefangene traf, die an den Verbrechen gar nicht beteiligt waren.

Die Geschworenen hatten sich aus dem Staub

gemacht, sonst wären wohl auch sie der Wut des „Master Lynch“ verfallen. Welch ein Zustand besteht ist, daß ihre Urteile eine ganze große Stadt in Wut versetzen können und daß jeder die ganze amerikanische Presse die Lynchjustiz ablehnt! Die Verbrechen werden einbrechen; allein auf die erste juristische Komodie wird nun eine zweite folgen. Die Bestrecker der Lynchjustiz sind nicht unbekannt. Sie bilden die halbe Bevölkerung der Stadt und wer soll sie richten? Wenn es nicht, wird auch hier der Dollar seine Schuldigkeit thun und „politische“ Schwärzereien werden auch die zweite Serie der Wähler freisprechen. Daran zweifeln wir nicht.

In einem freien Staate müßte es die erste Sorge sein, freie, unparteiische und vollstänliche Gerichte zu bestellen. Je größer die Freiheit, desto mehr muß auch darauf gehalten werden, daß sie nicht durch Verbrechen und Verbrechen entweiht wird. Dafür können Gerichte bürgen, die aus dem Volke selbst genommen und darum auch nicht bestechlich sind. Was sehen wir aber in der großen Union? Die herrschenden Klassen haben sich den Einfluß in der Justizpflege gesichert, den sie nötig zu haben glauben, und die Geschworenen gehören den Kreisen an, deren Lebensaufgabe der Laiz um das goldene Kalb ist. So werden die Urteile gesprochen, wie der Dollar rollt, und nicht, wie der Thatsache, das Gesetz und die Ehrenhaftigkeit gebieten. Täufendmal schon ist dieser freisprechende Korb am Körper der gemäßigten Republik sichtbar geworden und tausendmal haben rechtliche und würdige Männer vergebens gegen die Korruption angekämpft. Wenn der Feudalismus einst den Staat zu einem Gefängnis machte, so macht ihn der Kapitalismus in seiner Verkörperung zu einer Erdbühne, wo Recht und Gerechtigkeit verschluckt werden. So weit ist es in der nordamerikanischen Union gekommen und zwar nur deshalb, weil die Bourgeoisie alle Macht im Staate an sich gerissen und dessen schöne Form mit dem unsauberen Stoff ihrer Korruption ausgefüllt hat.

Was würde aus der Welt, aus der Menschheit werden, wenn der Kapitalismus überall zu solchen Auswüchsen gelangen würde, wie in New Orleans? Glücklicherweise ist der neue Faktor schon da, welcher verhindert, daß die Hüme des Kapitalismus in den Himmel wachsen — der Sozialismus.

Es ist Zeit, daß die nordamerikanischen Arbeiter die freien politischen Institutionen benutzen und die Bourgeoisie aus ihrer politischen Machtstellung verdrängen, daß sie bei den Wahlen sich nicht mehr ins Schleppjau der alten Parteien

nehmen lassen, deren Peitsch die Korruption und die wirtschaftliche Anarchie bedeutet. (Domb. Echo.)

### Zur Tagesgeschichte.

#### Deutschland.

Dresden, den 23. März.

Das „Vaterland“ hat einen Gemütskranken, der sich sehr für Solatenmishandlungen und Selbstmord interessiert. Er schimpft bedauernd auf den Abg. Verel, daß er die vielen Selbstmorde im Heere als Folgen der Mißhandlungen hinstellt. Er ist dagegen ganz anderer Ansicht. „Wir haben, so sagt er, seit Jahren die Nachrichten über Selbstmorde im Heere gesammelt und gefunden, daß Genußsucht und ihre Folgen, Furcht vor Strafe und sittliche Schlappheit die Hauptursachen sind.“ Woher dieser kluge Mann die Ursachen der vielen Selbstmorde erfahren haben mag? Genußsucht soll eine Hauptursache sein. Wie ist denn die Sache eigentlich? Gemütskrank geht die Freunde des „Vaterland“, beim Militär gehe es den Leuten gar berüchtlich; wir erinnern uns an das Vogel von Feldsteinische Loblied auf die Ferienkolonien. Wenn es den jungen Leuten beim Militär so sehr viel besser geht als bei der proletarischen Arbeit, woher kommt denn beim Militär die gewaltige „Genußsucht“? Furcht vor Strafe haben Nichtsoldaten auch und doch erlösen sich Soldaten in einem bei weitem höheren Prozentsatz; da müssen die Strafen wohl danach sein, daß sie auch Leuten fürchterlich werden, die sonst nicht fürchtbar sind. Und endlich die „sittliche Schlappheit“. Diese Vaterlandshelden wollen sich und Anderen einreden, daß ein Soldat „Sittlichkeit“ nötig hat, um sich vor dem Selbstmord zu bewahren. Der „Kraume“ Durchschnittsstand muß gesunde Knochen und gesunde Muskeln haben; dazu die nötige geistige Freiheit, wollte sagen geistige Ruhe, das „unbedingten Gehorsam“ notwendige Pfingst — und der Musterstand ist fertig. Aber „Sittlichkeit“? Nun, der Herr von der „sittlichen Schlappheit“ weiß auch auf diese Frage eine Antwort, er schlägt seine militärische Selbstmordpsychologie mit dem feierlichen Satz: Im Grunde genommen gilt auch hier von jedem Selbstmörder das Wort: „Herr, wärest du bei ihm gewesen, unser Bruder wäre nicht gestorben.“ Warum der Herr nicht bei ihm war, erfahren wir leider nicht; aber auch hieran wird wohl die „sittliche Schlappheit“ der Soldaten schuld gewesen sein. — Das „Vaterland“ hat aber außer seinem Selbstmordunternehmer auch einen bedeutenden Novellen-schreiber. Von seiner großartigen Leistung „Der

ländliche Agitator“ rühmten wir schon vor 8 Tagen. Der Schluß dieses novellistischen Meisterwerkes verdient aber unbedingt über den kleinen Kreis des „Vaterland“ bekannt zu werden. Der ländliche Agitator, Namens Tegner, ein echtes sozialdemokratisches Scheusal, macht zuerst Bekanntschaft mit dem Hoff und eines Großbauern. Tegner kommt zu dem Großbauern und sagt ihm, er wolle seinen Knechten etwas geben; da „begrann der Großbauer zu eigen zu lächeln und sagte: „Aha, pfiff's aus dem Loch? Da geht nur genau zu, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Meine Knechte bedürfen eures Besuchs nicht.“ Dann ging er zur Hundehütte und fetzelte den Hofhund los.“ Auf diese Weise „neugierig“ befragt geht Tegner zu einem Knechte, der Mist dreht. Es entspinnt sich folgende herrliche Szene:

„Das ist doch eine unwürdige Arbeit für einen Menschen“, redete er den ruhig Arbeitenden an. Der antwortete zunächst kurz: „Ja freilich, aber immer noch besser als das Hummel.“ Tegner that, als merke er die Spitze nicht, und fuhr fort: „Bei dem Gefanke muß es ja einem Menschen über werden.“ Der Knecht antwortete: „Nun, so schlimm ist's nicht. Und gemacht werden muß er auch in eurem Auftragsstaate.“ Da lächelte Tegner überlegen und meinte: „Reicht Du denn, es da nicht ein anderer machen müßte? Und was führt man denn im neunzehnten Jahrhundert noch Mist? Die Chemie hat doch solche Fortschritte gemacht, daß wir den Mistdünger gar nicht mehr brauchen.“ Jetzt war die Reihe des Lächelns an dem Knechte. „Ja, August“, sagte er, „ich würde wohl im Auftragsstaate auch daran kommen, denn ich habe nicht viel anderes gelernt. Mit eurem künstlichen Dünger bleibt mir vom Dulle, der sinkt noch öfter als der natürliche. Und wo sollten wir denn mit dem Stallsmist hin, wenn wir ihn nicht mehr auf's Feld fahren sollten? Wir müßten die Kühe gerade im Freien halten. Daß das aber nicht geht, das sieht ein Ochse ein.“ Damit war das Gespräch zu Ende, und der Knecht legte seine Beschäftigung fort.“

Und damit unsere Leser sehen, daß wir die novellistische Kunst, die tiefe Menschenkenntnis, die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe des „Vaterland“, zu würdigen wissen, wollen wir noch eine Perle zu den übrigen reihen:

„Einen unmittelbaren Erfolg hatte der Agitator bei dem dummen Karstfried“ auf dem Schloß. Der dumme Karstfried war etwas blöde und konnte deshalb nur zu Arbeiten verdammt werden, die eigenes Nachdenken des Arbeiters nicht erforderten. Unter anderem war ihm die Arbeit des Stiefelwebers für die Bewohner des Schloßes überlassen. Die Gewinnung einer solchen „Kunst“ für die Sache des Proletariats war zwar kein besonderes Kunststück, aber die Stimme des halbblöden Knechtes galt bei den Reichthümern genau eben so viel, wie die Stimme seines Herrn und des Pfarrers. Tegner ging denn auch zu ihm und suchte ihn begreiflich zu machen, daß das Stiefelweber eine höchst wichtige Beschäftigung sei, die jeder eigentlich für sich selbst machen müsse. Das leuchtete dem dummen Karstfried so ein, daß er am nächsten Morgen die Schube der Räder, die er wohl nicht leiden

„Antworte mir, Abraham, wo'st du entschleift Du dich? Willst Du zur Konfirmation gehen oder nicht?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Abraham.

„Du mußt es aber wissen, Du bist jetzt groß genug, um einzusehen, daß Du selbst wählen mußt. Bedenk Dich einige Tage darauf, aber das will ich Dir sagen, was ich auch zu Deinem Vater heute Morgen gesagt habe: An dem Tage der Konfirmation, ehe Du in die Kirche gehst, sollst Du mir zuerst Besichte stehen; und kannst Du dann nicht mit voller Wahrheit mir, Deiner Mutter sagen: Ich will und kann das Gelübde ablegen, so sollst Du auch nicht zum Fest zugelassen werden, sowohl ich Deine heige.“

Eine Weile nachher kam der Professor nach Hause; man speiste das Abendbrot und sprach von anderen Dingen. Abraham aber war einige Tage hindurch von peinlichen Gefühlen über diese Wahl erfüllt. Sein Entschluß war, konfirmiert zu werden; wenn man ihn in der Schule fragte, ob er nächsten Winter zum Prediger gehen sollte, besagte er es. Erst in mehreren Wochen sollte die Anmeldung beim Prediger stattfinden; wobei die Mutter noch der Vater fragten ihn, und so verging wiederum einige Zeit.

In der Schule ging alles seinen gewöhnlichen Gang; nur hatte er in der neuen Klasse noch zwei Latein- und Griechisch. Nach und nach schloß er sich Brech näher an, den er früher nicht habe leiden mögen; jetzt aber sah sie als die Obersten in der Klasse neben einander, und Abraham war stumm geworden. Der kleine Marius hatte keine Spur von sich hinterlassen, er war verschwunden, seine Nummer besetzt, der Strom hatte sich über ihm geschlossen und sein Name war nicht genannt, weil ihn alle bald vergessen hatten. Die tägliche Arbeit in derselben Schule, denselben Hörsälen, denselben Stunden, bei denselben Lehrern, mit den-

### Feuilleton.

18. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

#### Vist.

Roman von Alexander S. Nikand.

Töchter von C. von Sarau.

„Daß uns nur recht heilig werden, es hilft nichts.“ Wir sprachen eben so ruhig und vernünftig miteinander. Ich glaube kaum, daß gerade ich durcheinander mische. Wäre es nicht denkbar, daß in deine große Liebe zu Abraham unwillkürlich etwas von der Lyranne — einschuldige gälte — hineinmischte, die von jeder Liebe ungetrenntlich ist? Solltest du nicht in deinem Eifer, ihm das Beste zu verschaffen, dich verlesen lassen, immer für ihn wählen zu wollen, während du doch so oft gesagt hast, daß es am besten für einen Menschen sei, selbst zu wählen?“

„Ich will gern richtig sein, Karsten, und will dir gewiß nicht zu nahe treten; aber ich muß dir mitteilen, daß es sich schwer mit dir reden läßt, da du dich selbst im Kreise herum und stülst Alles auf den Kopf. Ich hätte niemals geglaubt, daß ich einwilligen würde, meinen Sohn zur Konfirmation gehen zu lassen. Aber jetzt kommt es mir beinahe vor, als ob das, was du sagst, nicht ganz unbegründet sei.“

„Deshalb stimme ich allerdings wohl mehr mit deinen Grundgedanken überein, als du selber,“ erwiderte der Professor, der mit dem Angelegen fertig war und fortgehen wollte.

„Aber das sage ich dir,“ rief die Professorin plötzlich, als er schon die Thür aufgemacht hatte. „An dem Morgen, wo Abraham zur Kirche soll, um das unheilbare Gelübde abzulegen, will ich das Recht haben, als Mutter ihn zu fragen, ob er weiß, was er thut, und wenn er dann nicht durchaus mehr und eifrig ist, so sollst du mich noch alle

Prediger der Welt meinen Sohn dazu bringen, daß er öffentlich eine Lüge sage.“

„Das magst du thun, wie du es für gut findest,“ erwiderte ihr Mann und ging hinaus. Er war froh, so viel erreicht zu haben, wie er nur hoffen durfte; das übrige überließ er der Zeit. Die Professorin aber war von Unruhe und Wutstimmung erfüllt; sie konnte sich von dem peinlichen Gefühl nicht trennen, daß ihr Mann ihr diese Einwilligung zur Konfirmation abgelehnt habe. Sie sprach mit Weidmann davon, der ihr in Allem völlig recht gab, und nur noch heiligere Worte gebrauchte; im Grunde aber lag ihm die Sache ziemlich fern. Dann nahm sie Abraham vor und sprach mit ihm voll Ernst eines Abends, als der Professor im Klub war. Sie stellte ihm so klar und offen, wie sie es vermochte, vor, was sie von der Konfirmation dachte, und fragte ihn dann, ob er sich dazu verstehen wolle und seine Wahl getroffen habe?

Abraham sah mit niedergeschlagenen Augen, ohne zu antworten, ohne die Mutter zu unterbrechen. Es war ihm immer peinlich, wenn jemand mit ihm von religiösen Dingen sprach. In der Schule ward die Religion wie ein anderes Fach gelehrt und nur der Rektor gab in seinen Reden, oder wenn etwas Schlimmes vorgefallen war, einbringliche christliche Ermahnungen, und der Professor sagte hin und wieder wohl einmal: Davor möge dich der liebe Gott bewahren, oder etwas Ähnliches. Abraham mußte wohl, wie er aussah und sich gebend, wenn dergleichen zur Sprache kam, und er konnte auch eine Antwort im rechten Tone herzurufen; aber es war ihm höchst unangenehm, so lange es dauerte. Jetzt der Mutter gegenüber oder war es noch weit schlimmer; denn ihr durfte er jene stehenden Redensarten nicht bieten und von dem rechten Ton wollte sie auch nichts wissen — und wie

solte er mit wistlichem Ernst auf ihre Fragen antworten können?

Es war natürlich sein Wille, konfirmiert zu werden; schon lange hatte er es bitter empfunden, daß er der letzte von allen seinen Kameraden gleichen Alters war. Ihm erschien es ganz selbstverständlich, während die Mutter jetzt ein solches Wesen davon machte, als ob es ein Wendepunkt im Leben sei.

Und wie sie nun so in ernstem gedämpften Tone ihm vorkam, wahr und offen zu sein, ob in dem einen Glauben oder in dem anderen oder in keinem Glauben, dachte er darüber nach, wie wunderbar, wie widersinnig es doch sei, daß gerade sie so spräche. Sowohl der Rektor, der von allen und jedem als ein ausnehmend gottesfürchtiger Mann anerkannt war, als auch sein eigener Vater, der gerade so religiös war, wie Abraham es für passend hielt — und außerdem alle christlichen Leute in der Stadt hielten die Konfirmation in Ehren; ja, sie würden jedes Wort gegen diese heilige Handlung als eine Verpöschung ansehen. Daß aber die Mutter, die er selbst oft hatte sagen hören, daß es mit ihrem Glauben schlecht stünde — und von anderen hatte Abraham noch weit schlimmere Andeutungen darüber gehört — daß die Mutter, die an diese Dinge nicht glaubte und also auch kein richtiges Verständnis davon haben konnte, von der Konfirmation in einem ernstern, feierlicheren Tone sprach, als die Gläubigen selber, das war ihm höchst fremd, und er konnte sich bei diesem Gedanken von einem Gefühl der Ungeduld nicht ganz frei machen. Wie konnte sie, die selbst nicht glaubte, höhere Forderungen stellen, als die besten der Gläubigen?

Nach sie ward zuletzt ungeduldig darüber, daß der Knabe so ganz stumm und unbeweglich blieb.